

Gruppe und Netzwerk – eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion

Der Aufsatz entwickelt drei zentrale Argumente: 1. Der Gruppenbegriff – im frühen 20. Jahrhundert eines der Kernkonzepte der Soziologie – verliert zwischen 1960 und 1970 an Bedeutung. Er wird als Metapher für Verflechtungen sozialer Beziehungen zunehmend vom Netzwerkbegriff verdrängt. 2. Während der Gruppenbegriff abgeschlossene soziale Einheiten suggeriert, betont der Netzwerkbegriff die interrelationale Verknüpfung von Beziehungen und sozialen Kontexten miteinander. Gerade die komplexen sozialen Strukturen der Moderne sind besser mit dem Netzwerkbegriff zu fassen. 3. Gruppen sind Spezialfälle von Netzwerkstrukturen. Gruppen sind „involuierte“ Netzwerke, in denen eine sinnhaft konstruierte soziale Außengrenze zum zentralen Orientierungspunkt wird und für eine tendenzielle Ausrichtung von Netzwerkbeziehungen an der sozialen Grenzziehung sorgt. Diese drei Argumente werden in einem geschichtlichen Überblick über die Behandlung von Gruppen und Netzwerken in verschiedenen Ansätzen der soziologischen Theorie entfaltet. Diskutiert werden vor allem die Formale Soziologie in Deutschland um Georg Simmel und Leopold von Wiese, der Symbolische Interaktionismus, die britische Sozialanthropologie und die amerikanische Netzwerkanalyse sowie die jüngsten Entwicklungen der Phänomenologischen Netzwerktheorie um Harrison White in den USA. Der verfolgte Ansatz betont die Eigendynamik von Sozialbeziehungen und Beziehungsgebilden (wie z.B. Gruppen) auf der Mesoebene.

1. Einleitung

Gruppen waren bis in die 1950er Jahre eines der Kernkonzepte der Soziologie. Anschließend lenkten der Strukturfunktionalismus einerseits sowie andererseits die erstarkende erklärende Handlungstheorie und die Individuen-zentrierten Methoden der quantitativen empirischen Sozialforschung den Fokus der Soziologie vor allem auf Makro- und Mikrophenomene. Die Mesoebene der Gruppe wurde damit weitgehend aus dem Blickfeld verdrängt. Trotz einiger weniger Wiederbelebungsversuche ist die Gruppe heute ein Konzept von untergeordneter Bedeutung in der Soziologie. Selbst die Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen – früher die Domäne des Gruppenkonzeptes – wird nun von einem anderen Begriff okkupiert: dem des „Netzwerks“. Warum dieser Wandel vom Gruppen- zum Netzwerkkonzept? Und ist die Gruppe damit unwiederbringlich verloren – oder lässt sich der Begriff der Gruppe mit Hilfe des Netzwerkbegriffs theoretisch und methodisch rekonstruieren?

Die vorliegende Arbeit geht davon aus, dass die Soziologie auf die theoretische

Konzeption und empirische Analyse von auf der Mesoebene liegenden Gruppenphänomenen wie Freundschaftsgruppen, Familien, Gangs oder Protestgruppen nicht verzichten kann. Solche Gruppen haben ihre eigene Struktur und Dynamik, die nicht aus individuellen Handlungsmotiven oder aus Makrostrukturen abgeleitet werden können. Der aus heutiger Sicht naive Gruppenbegriff der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts liefert dafür aber nur Ansatzpunkte. Der Netzwerkbegriff hat die Gruppe nicht zuletzt deshalb abgelöst, weil er eine bessere Konzeption und Analyse der Verflechtung zwischenmenschlicher Beziehungen ermöglicht. Die Netzwerktheorie und -analyse erlaubt eine Neuformulierung des Gruppenkonzeptes. Gruppen sind als Spezialfall von Netzwerken zu sehen. Sie zeichnen sich auf der Strukturebene durch verstärkte Bindungen im Inneren aus und auf der Sinnebene durch gemeinsame Praktiken und eine scharfe Sinngrenze zwischen Gruppe und Umwelt.

Die vorliegende Arbeit versucht genau eine solche netzwerktheoretische Rekonstruktion des Gruppenkonzeptes. Die wesentliche Vorgehensweise ist begriffsgeschichtlich.¹ Gruppen- und Netzwerkkonzept werden in ihren

Begriffskarrieren im Rahmen verschiedener Schulen der soziologischen Theorie diskutiert – und damit sollen auch die beiden Begriffe in der allgemeinen Entwicklung der Soziologie im 20. Jahrhundert verortet werden. Dazu wird zunächst die theoretische Stellung des Begriffs der Gruppe in der Formalen Soziologie in Deutschland betrachtet (Simmel und von Wiese) (2.). Auch im Symbolischen Interaktionismus (Cooley, Park, Mead, Blumer, Shibutani) bildet die Gruppe eines der Kernkonzepte (3.). Nach einer Hochphase in den 1950er und frühen 1960er Jahren verschwindet der Gruppenbegriff nahezu vollständig und taucht nur noch ausnahmsweise in der Sozialpsychologie und in einigen soziologischen Wiederbelebungsversuchen auf (4.).

Anschließend wird der Übergang vom Gruppen- zum Netzwerkkonzept in der britischen Sozialanthropologie seit den 1950er Jahren diskutiert (5.). Schon damals wurden Gruppen als ein Spezialfall von verdichteten Netzwerken begriffen. Wichtige Erklärungsmuster für die Herausbildung solcher Gruppen lieferte aber erst eine Erweiterung der Netzwerktheorie: Seit den 1990ern entwickelt sich in den USA (und zaghafte auch in anderen Ländern) eine phänomenologische Netzwerktheorie (6.). Diese sieht ein enges Zusammenspiel von Netzwerkstrukturen und symbolischen Formen, wie etwa in der Konstruktion kollektiver Identitäten oder auch in der Herausbildung von Institutionen. Eine solche Zusammenschau von Netzwerkstrukturen und symbolischen Formen erlaubt eine Reformulierung des Gruppenkonzeptes – als Verdichtung von Netzwerkstrukturen, die mit der symbolischen Konstruktion von Identität und Differenz entsteht und aufrechterhalten wird. Der Argumentationsstrang des vorliegenden Aufsatzes verläuft damit sowohl konzeptionell als auch begriffsgeschichtlich von der Gruppe zum Netzwerk – und wieder zurück zur Gruppe.²

2. Formale Soziologie

Zwischenmenschliche Beziehungen und Gruppen spielten eine wesentliche Rolle in

den Anfängen der deutschen Soziologie bis zur Zäsur der nationalsozialistischen Macht ergreifung. Die damals in Deutschland vorherrschende soziologische Theorie war die Formale Soziologie von Georg Simmel und Leopold von Wiese. Sozialbeziehungen und Gruppen sind zentrale Konzepte dieser Schule und der damaligen deutschen Soziologie insgesamt. Im Folgenden sollen die Grundgedanken des deutschen soziologischen Diskurses zu Beginn des 20. Jahrhunderts zur Gruppe und deren Verhältnis zum Individuum skizziert werden. Dahinter steckt die These, dass der sehr heterogene akademische Diskurs – bei allen Auseinandersetzungen – um einige Kerngedanken als Eigenwerte kreist und sich auf diese Weise etwa von der französischen oder der amerikanischen Soziologie unterscheidet.

Die Periode um 1900 war in Deutschland wie in anderen Ländern eine Phase der Konsolidierung der Soziologie. Wichtige Werke waren deshalb zur theoretischen Grundlegung der Soziologie als einer eigenständigen Wissenschaft gedacht, wie man leicht an Titeln und expliziten Ansprüchen ablesen kann (Gumplowicz 1905; Simmel 1992; Weber 1972; Vierkandt 1928; von Wiese 1924, 1929). Um die Eigenständigkeit vor allem gegenüber der Psychologie zu begründen, musste für systematische Zusammenhänge auf der sozialen, überpersönlichen Ebene argumentiert werden. Nicht das Individuum wäre Ausgangspunkt sozialer Phänomene – sondern soziale Austauschprozesse und Strukturen prägten das Individuum. Das Individuum handelt nicht aus eigenem Antrieb heraus, sondern ist seinem Wesen nach „sozialisiert“.

A: Individuen werden durch Gruppen geprägt.

In diesem Sinne benutzte schon Gumplowicz (1905: 268ff.) in seinem *Grundriß der Soziologie* die Gruppe als Metapher für die soziale Prägung des Individuums durch seine soziale Umwelt. Die „Gruppe“ ist hier noch eine Metapher für soziale Zusammenhänge – ohne dass damit eine theoretische Eingrenzung oder Fundierung vorgenommen wäre. Der Grundgedanke der Prägung von Individuen durch ihre sozialen Umwelten taucht immer wieder in der Soziologie auf. In Frank-

reich wird hierfür der Begriff des sozialen „Milieus“ benutzt.³ In Deutschland und in den USA setzt sich zunächst der Gruppenbegriff durch.

Der entscheidende Autor für die Karriere des Gruppenbegriffs war Georg Simmel. In seiner „großen“ *Soziologie* von 1908 lieferte Simmel eine systematische Begründung der Soziologie über den Beziehungs- und den Gruppenbegriff – und prägte dadurch nicht nur die deutsche, sondern auch die amerikanische Soziologie deutlich. Simmel (1992: 96ff.) sah hier – wie Gumprowicz – den Menschen als Produkt sozialer Gruppen. Allerdings ist der Einzelne nicht einer einzigen Gruppe untergeordnet, vielmehr seien gerade in der Moderne Menschen durch sich überschneidende „soziale Kreise“ geprägt (ebd.: 456ff.). Das Individuum wird also von verschiedenen Gruppen beeinflusst – und genau diese Stellung im Schnittpunkt mehrerer sozialer Kreise macht es unverwechselbar.

B: Gruppen sind Komplexe von Sozialbeziehungen.

Während die „Gruppe“ bei Gumprowicz noch eher eine Metapher als ein Begriff ist, findet sich bei Simmel eine systematische Konzeption. Simmels Soziologie baut auf dem Beziehungsbegriff auf und sieht Gruppen in der Verknüpfung von mehreren Sozialbeziehungen zu größeren Einheiten. Schon in einer Zweierbeziehung müssten Menschen viele ihrer Gedanken unterdrücken (ebd.: 17ff.). In der Wechselwirkung zwischen Individuen entstünden soziale Beziehungen als „Formen“, in die dann menschliche Neigungen und Gefühle als „Inhalte“ einfließen könnten. Die Erfordernisse der Wechselwirkung sorgen mithin für eine überpersönliche Struktur, während die psychische Ebene nur innerhalb der vorgegebenen Spielräume eine Rolle spielt. In Zweierbeziehungen sieht Simmel noch eine relativ große Authentizität – hier sei eine „unmittelbare“ Wechselwirkung möglich, die Simmel als „Intimität“ kennzeichnet (ebd.: 104ff.). Aber je größer die Gruppe, desto „unpersönlicher“ wird sie – desto mehr muss sich der Einzelne dem Gesetz der großen Zahl unterwerfen (ebd.: 89f.). Gruppen sind demgemäß bei Simmel überpersönliche

Einheiten, die mit zunehmender Mitgliederzahl immer mehr den Gesetzen der zwischenmenschlichen Wechselwirkung folgen und immer weniger den individuellen Neigungen, Trieben und Gefühlen.

Leopold von Wiese folgt in seiner einflussreichen *Beziehungs- und Gebildelehre* in weiten Teilen der Argumentation von Simmel. Auch er sieht in Sozialbeziehungen die Grundbausteine des Sozialen, die allerdings stärker dynamisch angelegt sind als bei Simmel (von Wiese 1924: 17, 130ff.). Als Kristallisationen von Sozialbeziehungen entstehen nach von Wiese soziale „Gebilde“ (ebd.: 4f.). Von Wiese (1929: 53ff.) behandelt drei Typen solcher sozialer Gebilde: Massen, Gruppen und abstrakte Kollektiva. Gegenüber den amorphen Massen zeichnen sich Gruppen durch ihre längere Dauer aus und durch eine gewisse „Organisiertheit“, also durch „Verteilung von Funktionen an ihre Glieder“ (ebd.: 129). Als „abstrakte Kollektiva“ sieht von Wiese vor allem Staat und Kirche – also formal verfasste Körperschaften, die relativ unabhängig von ihren Mitgliedern bestehen (ebd.: 55, 192ff., 224ff.). Gruppen sind Komplexe von Sozialbeziehungen, die in ihrer Abstraktheit und ihrer Dauer zwischen der Masse und den abstrakten Kollektiva stehen (ebd.: 21f.).

C. Die Gruppe hat gegenüber ihren Mitgliedern ein Eigenleben.

Die (relative) Distanz von sozialen Gebilden (auch der Gruppe) zum Einzelmenschen besteht bei von Wiese dadurch, dass sich die subjektiven Vorstellungen, die sich die Beteiligten von einem Gebilde machen, von den konkreten Einzelmenschen ablösen (ebd.: 24f.). Die Mitglieder orientieren sich nicht mehr direkt aneinander, sondern zunehmend an der Vorstellung der Gruppe als Ganzer. Die Orientierung am Bild der Gruppe (relativ unabhängig von ihren Mitgliedern) sorgt also für deren Eigenleben. Bei von Wiese liegt die Eigenständigkeit des Sozialen in den Vorstellungen begründet, die sich im sozialen Austausch von sozialen Gebilden bilden.

Eine besondere Bedeutung für das Eigenleben der Gruppe spielen die Beziehungen zu anderen Gruppen. Bekannt ist die

Feststellung Simmels (1992: 349ff; vgl. Coser 1956), dass der „Streit“ für eine größere Kohäsion der Konfliktparteien im Inneren sorgt. Die Auseinandersetzungen mit anderen Gruppen tragen also zu Entstehung und Verfestigung von Gruppen bei. Entscheidend ist hier, dass sich auf der sozialen Ebene Mechanismen finden, die unabhängig von den Vorstellungen oder Motiven der Einzelmenschen die Dynamik von Gruppen bestimmen. Dies führt bei Simmel (1992: 236) sogar dazu, dass sich Gruppen zueinander wie „Individuen“ verhalten.

D. Individuen und Gruppen stehen in einem engen Wechselverhältnis.

Die relative Rolle von Individuen und von Gruppen wurde in der deutschen Soziologie vor 1933 sehr kontrovers diskutiert. Auf der einen Seite betonte man gegenüber Alltagsvorstellungen und Psychologen die relative Eigenständigkeit des Sozialen. Auf der anderen Seite grenzte man sich von der Position der Durkheim-Schule in Frankreich ab, die vehement für ein „Kollektivbewusstsein“ argumentierte (Durkheim 1996: 103). Auch wenn Max Weber selbst keinen systematischen Gruppenbegriff benutzte, war sein Handlungsbegriff in diesem Zusammenhang sehr einflussreich. Weber (1972: 1ff.) sah alle Handlungen und soziale Strukturen im subjektiven Sinn begründet. Diese Position hat etwa Leopold von Wiese (1924: 34f.) übernommen: Ihm zufolge bestehen alle sozialen Gebilde aus den Vorstellungen, die sich Individuen von ihnen machen. Auch Alfred Vierkandt spricht von „Gruppenbewusstsein“, „wo die erlebenden Personen sich als Gruppe fühlen“ (Vierkandt 1928: 349). Auf der anderen Seite entstehen solche Vorstellungen wesentlich im sozialen Austausch – soziale Gebilde sind zwar in individuellen Vorstellungen verankert, erhalten ihre Dynamik aber wesentlich aus den Interaktionsprozessen auf der sozialen Ebene.⁴ Ist damit eine Emergenz sozialer Gebilde begründet? Von Wiese beantwortet die Frage, ob soziale Gebilde (wie die Gruppe) mehr seien als die Summe ihrer Teile mit „ja und nein“ (von Wiese 1924: 25f.). Und diese eigenartige Mischposition zwischen Individualismus und Eigendynamik des Sozialen

charakterisiert die deutsche Soziologie vor 1933 – vor allem gegenüber der französischen, von Durkheim geprägten Position.

E. In der Moderne sorgt soziale Differenzierung für eine stärkere Stellung des Individuums.

Der gesellschaftliche Wandel in der Neuzeit war neben der systematischen Begründung der Soziologie das zweite große Thema der Klassiker der Soziologie – in Deutschland wie in anderen Ländern. Das Besondere der deutschen Diskussion liegt darin, dass hier konsequenter als anderswo gesellschaftlicher Wandel auf der Ebene sozialer Beziehungen konzipiert und beobachtet wurde. Schon Ferdinand Tönnies (1922) sah die organisch verbundene *Gemeinschaft* in der Moderne langsam abgelöst von der unpersönlichen *Gesellschaft*. Dies lässt sich interpretieren als eine Bedeutungszunahme des Individuums (und abstrakter Kollektiva) in der Moderne. Nach Leopold von Wiese (1929: 136f.) gehen Gruppenvorstellungen zurück – der Mensch wird mehr und mehr als Individuum gedacht. Auch Vierkandt formuliert in diesem Sinne: „Angesichts des modernen ‚Individualismus‘ (besser gesagt: ‚Atomismus‘) ist der Gruppencharakter heute durchweg nur schwach entfaltet“ (Vierkandt 1959: 240).

Der neuzeitliche „Individualismus“ muss natürlich seine Entsprechung und Ursachen in einer veränderten Struktur sozialer Beziehungen haben. Nach Simmel (1992: 456ff.) sind Individuen mit zunehmender gesellschaftlicher Entwicklung immer weniger nur in einzelne Gruppen eingebunden. Stattdessen werden immer vielfältigere Sozialbeziehungen gepflegt – die „Kreuzung sozialer Kreise“ ist Ergebnis und Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Und je mehr das Individuum unterschiedlichen Einflüssen aus verschiedenen Gruppen unterworfen ist, desto unabhängiger wird es von jeder einzelnen. Insofern bekommt das Individuum (mit seinen unterschiedlichen Prägungen) ein stärkeres Gewicht gegenüber Gruppen. Denn diese müssen jetzt im Inneren (bei den eigenen Mitgliedern) mit fremden Einflüssen kämpfen.

3. Symbolischer Interaktionismus

Die Chicago-School und ihr theoretischer Ansatz des Symbolischen Interaktionismus bilden die zweite große soziologische Schule, die zentral mit dem Gruppenbegriff arbeitet. In seiner späten programmatischen Zusammenfassung des Symbolischen Interaktionismus sieht Herbert Blumer die Gemeinsamkeit der Autoren dieses Ansatzes im „general way in which they viewed and studied human group life“ (Blumer 1969: 1). Zwar war der Gruppenbegriff in der Chicago-Soziologie weniger prominent als in der Formalen Soziologie in Deutschland. Er war jedoch eines der wesentlichen Instrumente, mit denen Soziologen wie Charles Horton Cooley, William Thomas, Robert Park, Everett Hughes, Herbert Blumer und Howard S. Becker die für sie zentrale Fragestellung bearbeiteten: das Verhältnis zwischen Interaktion und symbolischen Formen, zwischen Kommunikationsstrukturen und Sinnmustern. In diesem Fokus auf der Ebene der Symbolbedeutungen unterscheidet sich der Symbolische Interaktionismus auch von der Formalen Soziologie. Bei Simmel und von Wiese ging es vor allem um die Struktur von Gruppen: Wie sind Gruppen aus sozialen Beziehungen aufgebaut? Welche Rolle spielen dabei die Individuen? Insbesondere die Arbeiten von Simmel hatten einen großen Einfluss auf die Chicago-Soziologie (Levine/Ellwood/Gorman 1976: 815ff.). In leicht veränderter Perspektive lauteten die Grundfragen hier aber: Wie entstehen symbolische Bedeutungen in Gruppen? Und wie sondern sich Gruppen voneinander ab?

Eines der Hauptthemen der Chicago-Schule waren Ursachen und Folgen kultureller Differenzen in der amerikanischen Gesellschaft, insbesondere in der Großstadt. Einen Schwerpunkt bildeten Migrantengruppen und ethnische Unterschiede, wie in den klassischen Werken von William Thomas und Robert Park, aber auch von Franklin Frazier und Everett Hughes. Hier ging es vor allem um die Auswirkungen und das (eventuelle) Auflösen kultureller Unterschiede. Ein zweiter Strang findet sich in den Devianz-Studien von Frederic Thrashers *The Gang*

(1927) bis zu Howard Beckers *Outsiders* (1963). Thrashers Straßengangs und Beckers Marihuana-Raucher und Jazz-Musiker sind Beispiele dafür, wie in der Gesellschaft Gruppenkulturen entstehen, sich voneinander abgrenzen und reproduzieren. Die Mechanismen dafür wurden in einem Wechselverhältnis zwischen kulturellen Differenzen und Interaktionsstrukturen (z.B. Gruppen) gesehen.

Die allgemeine Erklärung des Symbolischen Interaktionismus für die Emergenz und Reproduktion solcher Gruppenstrukturen und kultureller Differenzen lautet, dass beide sich gegenseitig verstärken. Aus der Interaktion innerhalb von Gruppen entstehen „gegenseitige Sympathie und Identifikation“ – ein „wir“ (Cooley 1963: 23). Gruppenstrukturen werden durch ein „Netz von Gewohnheiten und wechselseitigen Erwartungen“ integriert, das seinerseits das Ergebnis von Kommunikation in der Gruppe ist (Park 1950: 40). Interaktion in der Gruppe bringt genau die Symbole einer kollektiven Identität hervor, die die Gruppe zusammenhält. Die deutlichste Ausformulierung dieser Position findet sich in zwei (in großen Teilen textgleichen) Aufsätzen von Tamotsu Shibutani (1955, 1962) – einem Vertreter der Nachkriegsgeneration der Chicago-Soziologie. Kulturelle Muster sind im Sinne des Symbolischen Interaktionismus ein Ergebnis von Kommunikation: „common perspectives – common cultures – emerge through participation in common communication channels“ (Shibutani 1955: 565, Hervorhebung J.F.). Die Kommunikation in Gruppenstrukturen sorgt für eine gemeinsame Sichtweise („perspective“) auf die Welt. Solche Perspektiven nennt Shibutani „Kultur“. Kulturelle Differenzen bauen entsprechend auf getrennten Kommunikationsstrukturen sozialer Gruppen auf – und halten diese aufrecht: „Special meanings and symbols further accentuate difference and increase social distance from outsiders. In each world there are special norms of conduct, a set of values, a special prestige ladder, characteristic career lines, and a common outlook toward life – a Weltanschauung“ (ebd.: 567).

Florian Znaniecki (1954: 132, 136) spricht von der Gruppenkultur auch als einer „Ideo-

logie“, einem System von Werten, Normen und Standards. Solche ideologischen Systeme entfalten sich in der Gruppenkommunikation. In diesem Sinne sieht Shibutani eine „Emergenz“ der Gruppenkultur (s.o.). Wenn auch zu Beginn noch unsystematisch benutzt, hat sich „Emergenz“ sozialer Phänomene mit der Zeit zu einem der zentralen Konzepte der Chicago-Soziologie entwickelt (Snow/Davis 1995: 193ff.).

F. Gruppen bestehen aus (a) einer emergenten Ebene von kulturellen Mustern in (b) relativ dicht verknüpften Beziehungsstrukturen. Beide Ebenen stehen in engem Wechselverhältnis.

Znaniecki fügt ein wichtiges Kriterium hinzu: Beziehungen in der Gruppe müssen „kooperativ“ sein – nur in der Kooperation erhärten sich gemeinsame Werte als Kommunikationsgrundlage, nur in der Kooperation formt sich ein „wir“ als kollektiver Akteur (Znaniecki 1939: 805, 807f.). Der Konflikt hingegen sorgt für divergierende Weltansichten und für eine Auseinanderentwicklung von Gruppenkulturen (Becker 1963).

Auch die Chicago-Schule beobachtet den gesellschaftlichen Wandel in der Moderne vor allem auf der Ebene von Sozialbeziehungen und Gruppenstrukturen. So werden in der Moderne die enger verdichteten Primärbeziehungen von loser verknüpften Sekundärbeziehungen verdrängt (Park 1967: 23ff.). Gruppeneinflüsse überschneiden sich damit stärker und es kommt zu einer stärkeren „Individualisierung“ von Weltansichten (Shibutani 1955: 566f.). Dies ist in der Chicago-Schule vor allem an der Sozialstruktur von Großstädten beobachtet worden (Park 1967; Wirth 1938): Großstädte erlauben zum einen eine kulturelle Heterogenität – unterschiedliche Gruppen und Kulturen können dort nebeneinander existieren. Zum anderen ist im alltäglichen Miteinander eine stärkere Anonymität und Oberflächlichkeit zu verzeichnen – und dieser „urbane Lebensstil“ breitet sich in der Moderne von den Großstädten auch in den ländlichen Raum aus.

4. Die weitere Entwicklung des Gruppenkonzepts

Die weitere Entwicklung des Gruppenkonzepts in der Soziologie seit dem Zweiten Weltkrieg lässt sich in zwei Etappen einteilen: 1. Diffusion, 2. Absterben. Zunächst war eine starke Profileration des Gruppenbegriffs über den engen Kontext soziologischer Schulen hinaus zu beobachten. So haben Robert Bales (1950), George Caspar Homans (1950), Robert Merton (1968: 279ff.), Muzafer Sherif (1966) und Theodore Mills (1967) Arbeiten zu sozialen Gruppen aus sehr unterschiedlichen theoretischen Perspektiven vorgelegt. Anfang der 1950er Jahre konnte Edward Shils deswegen eine „convergence of various trends in American social research toward the study of the primary group“ vermuten (Shils 1951: 68). In der Nachkriegszeit kam also dem Gruppenbegriff eine große Bedeutung innerhalb der Soziologie zu. Nicht zuletzt sorgte die in den Vierzigern beginnende soziometrische Forschung zunächst für eine integrale Verknüpfung von empirischer Sozialforschung mit dem Gruppenbegriff.

Die unmittelbare Nachkriegszeit mit der beginnenden theoretischen Hegemonie des Parsons'schen Strukturfunktionalismus und den vielfältigen Entwicklungen in den Methoden der empirischen Sozialforschung sorgte für eine Blütezeit des Gruppenbegriffs in den 1950er und den frühen 1960er Jahren. Genau diese beiden Entwicklungen auf theoretischer und empirischer Ebene trugen aber in der Folge auch zum nahezu vollständigen Absterben des Gruppenbegriffs bei:

(a) Auf theoretischer Ebene arbeitete Parsons seinen Strukturfunktionalismus anfangs gerade auch mit Hinblick auf Kleingruppen aus (zusammen mit Bales, vgl. Parsons 1977a: 43ff.). Im fertigen Theorie-System von Parsons fanden Gruppen dann aber keinen systematischen Platz mehr. Primäre Referenzebene war hier die Gesellschaft – Systeme wie Wirtschaft, Politik und Kultur wurden mit Hinblick auf ihre Funktion für die Gesamtgesellschaft kategorisiert. Im Mittelpunkt der Theorie steht die Makroebene der Gesellschaft und ihrer Funktionssys-

teme. Am Rande werden noch Interaktionssysteme thematisiert (ebd. 1977b).

Als Gegenbewegung formierten sich in den 1960er Jahren verschiedene Versionen von Handlungstheorie, wie die Verhaltenstheorie von Homans, die Ethnomethodologie von Garfinkel, der dramaturgische Ansatz von Goffman oder auch die Konflikttheorie von Dahrendorf (Alexander/Giesen 1987: 277ff.). All diese Ansätze betonten – auf die eine oder andere Weise – gegenüber Parsons die Rolle von handelnden Individuen. Die Marschrichtung wurde von George Caspar Homans in seiner Presidential Address an die American Sociological Association vorgegeben: *Bringing Men back in* (1964). Der handelnde Mensch mit seinen Bedürfnissen und Interessen sollte wieder stärker in den Fokus der soziologischen Theorie gerückt werden. In ähnlicher Stoßrichtung hatte Dennis Wrong schon 1961 die *oversocialized conception of man in modern sociology* kritisiert. Menschen seien eben nicht von ihren kulturellen Umwelten perfekt sozialisiert, sondern Wesen aus Fleisch und Blut, deren Handlungsimpulse von sozialen Systemen nie vollständig kontrolliert werden könnten. In dieser Blickrichtung wurde in der Folge die Mikroebene von Handlungen und von fragiler Ordnungsbildung in der Interaktion betont – die Mesoebene von Gruppen und zwischenmenschlichen Beziehungen wurde als Reaktion auf Parsons genauso außer Acht gelassen wie die Makroebene von gesellschaftlichen Funktionssystemen.

(b) Auf der methodischen Ebene waren in den 1940er Jahren die soziometrischen Forschungen von Jacob Moreno und Lloyd Warner integraler Bestandteil der „Methodenrevolution“ der modernen Sozialwissenschaften (Scott 2000: 7ff.). Auf diese Weise wurde über Freundschaftswahlen, teilnehmende Beobachtung und empirische Analyse von Gruppenereignissen oft auch die Ebene der sozialen Beziehungen und der Gruppenkultur untersucht. In der Sozialforschung setzte sich dann aber das standardisierte Interview (und weniger prominent: das qualitative) als Hauptform der Datenerhebung durch. Dadurch war der „methodische Individualismus“ als Königsweg der Sozialforschung festgeschrieben. Diese drehte sich

von nun an hauptsächlich um die Analyse von Individualdaten. Vor allem die Zusammenhänge zwischen soziodemografischen Angaben wie Alter, Geschlecht, Beruf, Herkunft, Einkommen etc. wurden somit zum Hauptgegenstand der Sozialwissenschaften. Daraus entstand ein „statistischer Kausalitätsbegriff“, der sich oft darin begnügte, statistische Relationen zwischen solchen „objektiven Lebensbedingungen“ zu konstruieren (Abbott 1997: 1164f.).

Auf der theoretischen Ebene lösten also gesellschaftliche Großstrukturen und das Individuum die Gruppe als Zentralbegriff der Soziologie ab. Auf der methodischen Ebene leisteten dies das Individuum als Analyseeinheit und soziale Kategorien als die wichtigsten Variablen der empirischen Sozialforschung. Die Gruppe fristet seit den 1970ern eine Randexistenz in der Soziologie. Gelegentliche Wiederbelebungsversuche sind vor allem in Deutschland zu verzeichnen: Dieter Claessens (1977) versuchte in einer Monographie, die zentrale Rolle von Gruppen als Instanz der Vergesellschaftung aufzuzeigen. In der Folge beschäftigten sich zwei prominente Sammelbände mit Gruppen (Schäfers 1980a; Neidhardt 1983). Versuche einer Rekonzeptualisierung der Gruppe kamen vor allem aus der Systemtheorie, sind aber weder hier noch im weiteren Kontext der Soziologie auf große Resonanz gestoßen (Willke 1978; Neidhardt 1979).

Diese Arbeiten versuchten erstens eine klarere analytische Typisierung von Gruppen in Kleingruppen und Großgruppen, formal verfasste und informale Gruppen und deren klare Unterscheidung von anderen sozialen Phänomenen wie Masse, Menge, soziale Bewegung, Organisation und Institution. Zweitens wurden große theoretische Anstrengungen auf die Frage verwandt: Was hält eine Gruppe zusammen? Die Vorschläge reichen von Normen bis zu Gefühlen. Selten wurde dagegen thematisiert, wie sich eigentlich eine Gruppe von ihrer sozialen Umwelt abgrenzt bzw. abgrenzen lässt. Kann man tatsächlich Freundesgruppen (so wichtig diese sein mögen) eindeutig identifizieren und von Außenstehenden zumindest analytisch abtrennen? Der Gruppenbegriff suggeriert Homogenität im Inneren und Differenz der

Gruppe nach außen. Was aber, wenn man – wie meist in der modernen Gesellschaft – solche klaren Grenzen gar nicht festmachen kann? Neben den genannten Entwicklungen in den Sozialwissenschaften war die Ungenauigkeit des Gruppenbegriffs wohl der wichtigste Grund für seinen Bedeutungsverfall.

Die größte Prominenz hat der Gruppenbegriff am Ende des 20. Jahrhunderts noch in der Sozialpsychologie – vor allem in der Social Identity-Schule um Henri Tajfel (1981, 1982; Hogg/Abrams 1988). Hier fungiert aber die Gruppe (wie schon in der frühen deutschen Soziologie) ohne soziologische Begriffsschärfe als Metapher für soziale Umwelten. Gruppen sind in der Sozialpsychologie nicht vorfindliche soziale Strukturen, sondern experimentell im Labor hergestellte Mengen von Probanden (aufgrund mehr oder weniger willkürlicher Unterscheidungen). Die Trennschärfe des Gruppenbegriffs musste hier so wenig diskutiert werden wie seine Adäquanz zur Beschreibung der Sozialstruktur moderner Gesellschaften.

Die Gruppe war damit zu klein für Makrosoziologie, Wahlforschung und Sozialstrukturanalyse und zu groß für den methodologischen Individualismus der Handlungstheorien und den methodischen Individualismus der quantitativen empirischen Sozialforschung. Aber der Gruppenbegriff war auch zu ungenau, zu diffus für eine rigorose theoretische Fassung und empirische Identifizierbarkeit. Nicht zuletzt deswegen hat sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts der Netzwerkbegriff für die Konzeption und empirische Analyse von sozialen Beziehungsstrukturen durchgesetzt.

5. Britische Sozialanthropologie: Netzwerke statt Gruppen

In der Anthropologie hatte der Gruppenbegriff nie eine vergleichbare Bedeutung wie in der Soziologie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Forschungsgegenstand waren hier meist als abgeschlossen gedachte Stammeskulturen. Da die Stämme Afrikas, Javas und Neu-Guineas von vornherein als

kulturell homogene und intern eng verdichtete Einheiten gedacht wurden, war ein Begriff von sozialen Umwelten (unterhalb der Stammesebene) kaum nötig. Das Studium der dort vorfindlichen kulturellen Muster war Gegenstand der Kulturanthropologie (etwa in der an Durkheim anschließenden französischen Tradition und in den Arbeiten von Clifford Geertz). Auf der Sozialebene hingegen wurde der Focus zunächst auf interne Differenzierung von Stämmen in unterschiedliche Rollen und auf Verwandtschaftsstrukturen gelenkt.

Ein eigenständiger Netzwerkbegriff entsteht aber erst mit der Hinwendung der Sozialanthropologie auf „entwickelte“ Gesellschaften. Die ersten systematisch mit dem Netzwerkbegriff arbeitenden Studien von Barnes (1954) und von Bott (1957) haben nicht zufällig Sozialbeziehungen in einem norwegischen Fischerdorf und Familiennetzwerke in London zum Gegenstand. Die sozialen Strukturen in komplexeren Gesellschaften unterscheiden sich gerade hinsichtlich ihrer kulturellen Heterogenität und ihren multiplen sozialen Verflechtungen von denen in Stammesgesellschaften. Um diesen Gegensatz deutlich zu machen, hat die Sozialanthropologie in der Folge von Radcliffe-Brown (1940: 3) den Netzwerkbegriff entwickelt. Soziale Strukturen bestehen aus dyadischen Beziehungen. Aber anders als bei Simmel und von Wiese verknüpfen diese sich nicht zu Gruppen, sondern zu interrelationalen und kaum abgrenzbaren Netzwerkstrukturen.

Dieser Gegensatz zwischen Netzwerken und Gruppen wird in vielen der frühen Arbeiten mit dem Netzwerkkonzept diskutiert. So schreiben Srinivas und Bêteille (1964: 166) in ihrer Studie der indischen Sozialstruktur: „The distinction between groups and networks is primarily one of boundaries. A group is a bounded unit. A network, on the other hand, ramifies in every direction, and, for all practical purposes, stretches out indefinitely. Further, a group such as a lineage or a sub-caste has an ‚objective‘ existence: its boundaries are the same for the ‚insider‘ as well as the ‚outsider‘. The character of a network, on the other hand, varies from one individual to another.“

Srinivas und Béteille lehnen damit den Gruppenbegriff nicht prinzipiell ab, sondern betrachten Gruppen als einen Spezialfall von Netzwerken: Gruppen sind eng verknüpfte Netzwerke mit einer klar gezogenen Grenze – wie dies etwa bei traditionellen indischen Sub-Kasten der Fall war. Allerdings beobachten Srinivas und Béteille auch in Indien die Auflösung solcher fest gefügten Gruppenstrukturen im Kastensystem. Die intern eng verknüpften und nahezu perfekt abgeschlossenen Kasten wandeln sich langsam und werden zu lockerer verknüpften Netzwerken mit vielen Verbindungen auch über Kastengrenzen hinweg. Während also der Gruppenbegriff die traditionelle indische Sozialstruktur gut abbilden konnte, muss man mit zunehmender gesellschaftlicher Entwicklung immer mehr von interrelationen Netzwerken sprechen. Und was vielleicht noch wichtiger ist: Mit Hilfe des Netzwerkbegriffs lässt sich auch dieser Wandel von fest gefügten, abgeschlossenen und dichten Gruppennetzwerken zu lockereren und interrelationalen Netzwerken rekonstruieren.

G: Gruppen sind Spezialfälle von Netzwerken mit einer hohen internen Dichte und einer relativ klar gezogenen Außengrenze.

H: In der Moderne führt der gesellschaftliche Wandel weg von klar abgrenzbaren Einheiten hin zu stärker miteinander vernetzten, fluide ineinander übergehenden sozialen Beziehungsgeflechten. Diese können besser mit dem Netzwerk- als mit dem Gruppenbegriff gefasst werden.

Die wenig bekannte Arbeit von Srinivas und Béteille ist in diesen Grundaussagen keine Ausnahme in der Sozialanthropologie. Stattdessen decken sich die Grundgedanken mit vielen anderen und auch zentraleren Texten (Bott 1957: 58; Epstein 1969: 109; Mitchell 1973: 21). Mitchell (1973: 31ff.) betont darüber hinaus den Aspekt der korporativen Handlungsfähigkeit: Gruppen sind zu gemeinsamem Handeln in der Lage. Gruppen werden durch ein System von Normen und Werten zusammengehalten (ein Hinweis auf das Kriterium der kulturellen Homogenität), verfügen über eine interne Rollenstruktur in einer klar definierten Mitgliedschaft, verfol-

gen gemeinsame Interessen und Ziele und sind dadurch in der Lage, gemeinsam als „corporate body“ zu agieren. Grundlage dieses gemeinsamen Handelns ist nach Mitchell ein „Bündel von Erwartungen“ zwischen den Gruppenmitgliedern. Auf der Ebene sozialer Strukturen ermöglichen diese „Normen und Regeln“ eine stabile und differenzierte Gruppenorganisation. Mitchell deutet aber auch an, dass die Gruppe durch eine sinnhafte Konstruktion von Gruppenidentität zusammengehalten wird: Gemeinsame Ziele und Interessen ermöglichen Regeln für das Verhalten in der Gruppe – und als Mitglied wird definiert, wer sich an den Symbolen und Werten der Gruppe orientiert.

Dieser Hinweis auf die Ebene kultureller Muster bleibt aber eher unsystematisch. Und in der Sozialanthropologie allgemein lag der Fokus vor allem auf der Strukturebene sozialer Beziehungen (die zitierten Ausführungen von Mitchell bilden hier schon eine Ausnahme, vgl. Schweizer 1996). Gruppen wurden gedacht als intern stark verdichtete Netzwerkstrukturen. Dieser Grundansatz wird in der amerikanischen Netzwerkanalyse fortgeführt und dort zu konzisen analytischen Cliquen- und Gruppenmodellen entwickelt (Freeman 1992; Wassermann/Faust 1994: 249ff.). Damit sind wesentliche Schritte zu einem angemessenen Verständnis sozialer Strukturen gemacht. Wie Wellman (1983: 168) schreibt: „Network analysts try not to impose prior assumptions about the ‚groupiness‘ of the world. They suspect that few social structures are, in fact, sociometrically bounded. Hence they avoid treating discrete groups and categories as the fundamental building blocks of large-scale social systems. Instead they see the social system as a network of networks, overlapping and interacting in various ways.“

Dieser Denkrichtung folgend werden Gruppen auch nicht mehr als absolute Einheiten konzipiert. Schon in den 1960er Jahren werden in der Gang-Forschung und in der Sozialanthropologie „Quasi-Gruppen“ oder „near-groups“ diskutiert (Yablonski 1959; Mayer 1966; Boissevain 1968). Die Autoren haben dabei Netzwerkphänomene vor Augen, die nur über amorphe Strukturen und über eine nur diffuse Außengrenze verfügen. Sol-

che Phänomene (etwa locker verbundene Gangs oder Freundschaftsgruppen) verfügen über mehr interne Organisation als reine Interaktionssysteme – ihnen fehlt es aber an klarer, korporativer Struktur und an einer klaren Definition von Mitgliedschaft, wie sie etwa in Familien oder auch in formalen Organisationen zu finden ist. Yablonski (1959: 108f., 116; vgl. Boissevain 1968: 544ff.) spricht deswegen von einem Kontinuum zwischen strukturlosen Sozialphänomenen (wie etwa den Massen) und perfekt organisierten Einheiten wie Familien oder Unternehmen.

Insofern sollte man Gruppen nicht als perfekt strukturierte und abgeschlossene Einheiten betrachten. Stattdessen ließe sich „Gruppenhaftigkeit“ (Wellman) als Variable begreifen. Soziale Phänomene wären dann umso „gruppenhafter“, je stärker sie intern vernetzt sind, je klarer und exklusiver ihre Außengrenze gezogen wird und je stärker ihre interne Organisation ausgeprägt ist – je eher also die Mitglieder einer Gruppe als „Kollektiv“ handeln. Eine Quasi-Gruppe kann (etwa im Konflikt mit anderen Quasi-Gruppen) ihre Gruppencharakteristika stärker entwickeln und mit klar gezogener Außengrenze und interner Struktur zu einem kollektiven Akteur werden. Straßengang etwa gehen – wie empirisch beobachtbar ist – mittels Konflikt aus solchen Quasi-Gruppen hervor.

I: Gruppenphänomene verfügen in variablen Maße über eine klare Außengrenze, interne Verdichtung, interne Arbeitsteilung bzw. Hierarchie und kollektive Handlungsfähigkeit. Bei den meisten Gruppenphänomenen wandeln sich diese Gruppencharakteristika im Zeitverlauf – etwa im Konflikt mit anderen Gruppen.

6. Phänomenologische Netzwerktheorie

Britische Sozialanthropologie und amerikanische Netzwerkanalyse vermeiden einen Grundfehler des Gruppenbegriffs: Es wird nicht mehr angenommen, dass Gruppen homogene, intern vollständig verknüpfte und nach außen quasi hermetisch abgeschlossene soziale Gebilde sind. Stattdessen werden die Interrelationalität von Gruppen und die interne Differenzierung in Gruppen betont. Wie in der Formalen Soziologie von Georg Simmel und Leopold von Wiese liegt der Fokus allein auf der Strukturebene: Gruppen werden (mit unterschiedlichen Konzepten) als dicht verknüpfte Bereiche innerhalb von größeren Netzwerken gesehen. Die Ebene der Sinnstrukturen bleibt damit unterbelichtet – denn eine Gruppe besteht nicht nur aus einer Struktur sozialer Beziehungen, sondern auch aus Deutungsmustern und symbolischen Grenzlinien. Diese Ebene wird in neueren Entwicklungen der Netzwerktheorie seit den frühen 1990er Jahren stärker berücksichtigt. Diese Entwicklungen lassen sich wegen ihres stärkeren Fokusses auf die symbolische Ebene als „Phänomenologische Netzwerktheorie“ bezeichnen und finden sich vor allem in den Arbeiten von White (1992), Tilly (2002), Emirbayer (1997; Emirbayer/Goodwin 1994) und DiMaggio (1992).

Ein früher Versuch der Zusammenführung des Netzwerkbegriffes mit einem Fokus auf Sinnstrukturen findet sich in einem Aufsatz von Fine und Kleinman (1983), die hier versuchen, den Netzwerkbegriff in die Tradition des Symbolischen Interaktionismus einzuführen. Dabei unterstreichen die beiden Autoren, dass Relationen (zwischen *self* und signifikanten Anderen) sowohl im Symbolischen Interaktionismus von Cooley, Park,

Tabelle: Analytische Beobachtungsebenen und Grundbegriffe sozialer Strukturen in ausgewählten soziologischen Schulen

		Analytische Beobachtungsebenen	
		Soziale Strukturen	Strukturen und Sinnmuster
Grundbegriff sozialer Strukturen	Gruppe	Formale Soziologie	Symbolischer Interaktionismus
	Netzwerk	Sozialanthropologie, Netzwerkanalyse	Phänomenologische Netzwerktheorie

Mead und Blumer die Grundeinheit des Sozialen bilden als auch in der Netzwerktradition (Sozialanthropologie und Netzwerkanalyse). Nur hätte der Symbolische Interaktionismus diese dyadischen Relationen immer in Gruppen eingebettet gesehen, während die Netzwerktradition das interrelationale Ineinandergreifen von Dyaden in Netzwerken unterstreicht. Diesen Netzwerkbegriff übernehmen Fine und Kleinman und begreifen Gruppen (wie die Netzwerktradition) als Spezialfälle von Netzwerken (ebd.: 98f.).

Anders als die Netzwerktradition betonen Fine und Kleinman aber die Rolle von Sinnstrukturen in Dyaden und in Netzwerken. Schon die dyadische Sozialbeziehung ist selbst keine „kulturlose“ Struktur, sondern besteht aus ausgehandelten Sinngehalten zwischen Alter und Ego (ebd.: 101ff.). Wie Max Weber sehen Fine und Kleinman eine Sozialbeziehung in dem subjektiven Sinn begründet, den die Beteiligten mit der Beziehung verbinden. Dazu gehören etwa gemeinsame Aktivitäten, dazu gehört aber auch die Definition einer Sozialbeziehung als „Freundschaft“ oder auch als „Liebesbeziehung“ oder „Feindschaft“. Solche Sinngehalte von Dyaden werden ständig neu ausgehandelt – und daraus ergibt sich auch die Dynamik von Netzwerken (ebd.: 100). Fine und Kleinman sehen damit die Struktur des Netzwerks selbst als „phänomenologisch“ an (ebd.: 102).

Eine solche Kombination von Netzwerk-begriff (aus Sozialanthropologie und Netzwerkanalyse) und dem Fokus auf Sinnmuster der Kommunikation (wie im Symbolischen Interaktionismus oder auch in der Wissenssoziologie) führt zur Phänomenologischen Netzwerktheorie (siehe Tabelle). Dieser Ansatz ist vor allem von Harrison White ausgearbeitet worden (der früher selbst ein prominenter Vertreter eines eher strukturorientierten Netzwerkbegriffs war) und wurde in verschiedenen leichten Varianten in den letzten zehn Jahren in den USA fortgeführt. Im Folgenden sollen die Grundgedanken der Phänomenologischen Netzwerktheorie vorgestellt und auf ein Verständnis von Gruppen als symbolisch integrierten Netzwerkstrukturen verdichtet werden.

Da Netzwerke selbst über eine „phänomenologische Struktur“ verfügen, können sie

sehr unterschiedliche „Kulturen“ aufweisen. Symbolische Deutungsmuster werden nicht nur in Relationen ausgehandelt – sie diffundieren auch von einzelnen Relationen in das umliegende Netzwerk. Ein einfaches Beispiel dafür sind Spitznamen, die möglicherweise erst in einzelnen Freundschaften benutzt werden, bevor sie in größeren Netzwerkkontexten gebräuchlich werden. Aber auch Umgangsformen oder Symbolbedeutungen (wie auch Sprachformen, Informationen und Sinnmuster allgemein) diffundieren auf diese Weise. Damit bilden sich in Netzwerken Komplexe von Sinnmustern, die möglicherweise in anderen Netzwerken ganz anders aussehen. White spricht von solchen Netzwerkkulturen als „Domänen“ (White 1995a: 708ff.; Mische/White 1998: 702ff.). Auf diese Weise formen sich etwa Stile (von Werten oder anderen Sinnmustern), in denen sich Netzwerkpopulationen unterscheiden (White 1992: 167ff., 1993a, 1993b: 63ff.). Individuelle Einstellungen sind damit in sozialen Netzwerken verankert und als Produkte derselben zu sehen (Erickson 1988). Perfekt abgegrenzte Gruppenkulturen finden sich allerdings selten – so wie Relationen miteinander vernetzt sind, so diffundieren auch Sinnmuster in den komplexen zwischenmenschlichen Verflechtungen. Eher sollte man von fluiden und hybriden kulturellen Kontexten ausgehen (Mol/Law 1994; Urry 2000: 30ff.).

Eliasoph und Lichterman (2003) haben solche Gruppenkulturen am Beispiel einiger freiwilliger Vereinigungen in den USA untersucht. Sie finden empirisch bestätigt, dass in der Interaktion in solchen Gruppen distinkte Sinnmuster emergieren. Solche Vereine orientieren sich zwar an kulturell vorgegebenen Codes, deuten diese aber um und entwickeln so eine eigene Weltsicht (Shibutani) und eigene Umgangsformen. Nach Eliasoph und Lichterman gehören zu einem „Gruppenstil“ drei Komponenten: „speech norms“ als Erwartungen über sprachliche Umgangsformen, „group bonds“ als Erwartungen über wechselseitige Verpflichtungen der Gruppenmitglieder und eine „Gruppengrenze“ als Erwartungen an die Beziehung der Gruppe zur sozialen Umwelt (ebd.: 739).

Zwischenmenschliche Erwartungen sind keine Besonderheit von sozialen Gruppenphänomenen. Sie finden sich auch in nicht klar abgrenzbaren Netzwerkkontexten. Eine besondere Bedeutung für die Konstitution sozialer Gebilde kommt aber der „Grenze“ zu. Wie Abbott (1995: 857) deutlich macht: „[It] is wrong to look for boundaries between preexisting social entities. Rather we should start with boundaries and investigate how people create entities by linking those boundaries into units. We should not look for boundaries of things but for things of boundaries.“ Nach Abbott werden also Gruppen und soziale Bewegungen, aber auch Unternehmen und Staaten wesentlich durch die Konstruktion einer symbolischen Außengrenze konstituiert. In sozialen Netzwerken entstehen mehr oder weniger zufällig Differenzen in Sinnmustern und Praktiken – und diese Differenzen können zum Beispiel mit unterschiedlichen Bezeichnungen belegt werden. Solche Bezeichnungen – etwa die Differenzierung zwischen unterschiedlichen Tätigkeiten in Unternehmen – fungieren von da an als „proto-boundaries“ (ebd.: 867). Solche Proto-Grenzen organisieren soziale Differenzen zunächst nur semantisch – liegen also allein auf der Ebene von Deutungsmustern. In einem weiteren Schritt können zwei oder mehrere Proto-Grenzen aber als „Innen“ von sozialen Einheiten definiert werden (ebd.: 871f.). So haben sich etwa in Abbotts Beispiel verschiedene Berufe über Berufsvereinigungen und standesrechtliche Bestimmungen voneinander differenziert. Solche Berufe grenzen sich über Zertifikate und über die Kontrolle gemeinsamer Qualitätsmaßstäbe in Berufsvereinigungen voneinander ab – die so gezogene Sinngrenze konstituiert soziale Einheiten.

Für Gruppenphänomene wie Gangs oder Sekten heißt das: In Netzwerken emergieren im dichten kommunikativen Wechselspiel (im Rückgriff auf den gesellschaftlichen Symbolhaushalt) fluide kulturelle Differenzen, etwa in Form von Umgangsformen oder Konsumpräferenzen (Musik, Kleidung etc.). Solche kulturellen Differenzen werden durch semantische Bezeichnung zu „Proto-Grenzen“ und können dann zum Ansatzpunkt einer Konstruktion von Differenz zwischen

sozialen Einheiten werden. So grenzen sich etwa Gangs nicht nur anhand ihres Namens, sondern auch mit Hilfe von Kleidung, Gangsymbolen, spezifischen Grüßen und sonstigen Umgangsformen voneinander ab. Entscheidend ist dabei, dass durch die Konstruktion einer symbolischen Außengrenze auch die Strukturebene sozialer Netzwerke berührt wird: „By distinguishing or separating itself from that which it is not, or not anymore, an inside establishes a measure of self-similarity and sameness among its parts, elements, and relations“ (Fuchs 2001: 216f.).

Mit White (1992: 35, 75) kann man hier von einer Involution sprechen. Involutionen stehen für Kristallisationsprozesse in einem Netzwerk, in denen sich Relationen stärker an einer symbolisch konstruierten Identität nach innen und Differenz nach außen orientieren und dadurch für eine Verdichtung von Netzwerkstrukturen im Inneren und eine Ausdünnung von Beziehungen nach außen sorgen (Fuchs 2001: 51, 191f.). Gruppen sind nach Stephan Fuchs ebenfalls als involuierte Netzwerke zu sehen (ebd.: 211ff.). Sie beruhen auf einer scharfen symbolischen Grenzziehung nach außen, die intern das Weiterlaufen von Gruppeninteraktionen organisiert, aber auch einen „sense of belonging“ in der Gruppe hervorruft. Als Beispiele für solche Gruppen nennt Fuchs Familien, Kulte und soziale Bewegungen. Relativ gut lassen sich die Mechanismen einer solchen Involution von Netzwerken zu Gruppen auch an amerikanischen Straßengangs beobachten, die besonders deutliche Beispiele für eine kulturelle Differenz zur Außenwelt darstellen (Fuhse 2003: 13ff.). Die kulturelle Differenz wird hier in intern eng verbundenen Netzwerken reproduziert und durch soziale Grenzziehung und kollektive Identitätskonstruktion symbolisch geordnet.

J: Gruppenphänomene entstehen durch eine Orientierung von Transaktionsprozessen in einem Netzwerk an einer kollektiven Identität und einer symbolischen Außengrenze. Im Zuge einer solchen „Involution“ verfestigen sich kulturelle Differenzen zwischen Gruppe und sozialer Umwelt.

Allerdings kann auch eine scharfe symbolische Grenzziehung zwischen Gruppe und

Außenwelt nicht für eine perfekte Geschlossenheit von Netzwerkbeziehungen sorgen. Während auf der symbolischen Ebene eine eindeutige Differenz zwischen Gruppe und Außenwelt gezogen wird, regiert auf der strukturellen Ebene weiterhin Interrelationalität: Gruppen differenzieren sich meist in einen „harten Kern“ von eng verbundenen Führungsmitgliedern und eine Peripherie von eher randständigen Mitgliedern, die nicht ständig an Gruppenaktivitäten teilnehmen, die stärker auch Sozialbeziehungen nach außen pflegen und bei denen auch die Identifikation mit der Gruppe weniger ausgeprägt ist. Während im Kern die Gruppenidentität definiert und vorgelebt wird, ist die Peripherie stärker Einflüssen von außen unterworfen (Fuchs 2001: 273f., 281ff.) – was sich bei den randständigen Gruppenmitgliedern als „cross-pressures“ zeigt. Eine eindeutige Grenze der Gruppe wird damit zwar auf der symbolischen Ebene postuliert. Auf der Ebene von Netzwerkstrukturen zeigt sich aber ein gradueller Übergang, bei dem nicht eindeutig zwischen randständigen Gruppenmitgliedern und außerhalb stehenden Interessierten unterschieden werden kann. Nicht zuletzt daran zeigt sich, dass Gruppenidentität und -differenz oft in erheblichem Maße „generalisiert“ sind – also von konkreten Personen unabhängig. Gruppen bestehen damit in erster Linie als symbolische Konstrukte – nicht als Menge von Personen.

K: Dabei kommt es zu einer Differenzierung der Gruppe in einen eng verknüpften Kern mit starker Betonung der Gruppenidentität und eine Peripherie mit starken Kontakten nach und Einflüssen von außen.

Unvermeidliche Schlussfolgerung der zuvor referierten Gedanken ist, dass Identität (von Individuen und von Kollektiven) selbst eine symbolische Konstruktion in Netzwerkbeziehungen ist. Anders als etwa in Rational Choice-Theorien werden Akteure nicht als feststehende autonome Ausgangspunkte sozialer Prozesse gesehen. Stattdessen sieht White die Konstruktion von Personen als Produkt von Transaktionsprozessen: „Conversation prefigures personal identity“ (White 1992: 196, 1995b: 1041). Diese Position sieht Emirbayer als gemeinsame

Grundannahme eines „relationalen Paradigmas“: „[The] very terms or units involved in a transaction derive their meaning, significance, and identity from the (changing) functional roles they play within that transaction“ (Emirbayer 1997: 287). Die phänomenologische Netzwerktheorie geht in diesem Sinne nicht von feststehenden Einheiten wie Individuen oder sozialen Systemen als Ausgangspunkten des Sozialen aus, sondern sieht diese als kontingente Ergebnisse von Transaktionsprozessen – als Kristallisationspunkte des sozialen Austauschs. Dies impliziert, dass Identitäten von Individuen wie von anderen Akteuren nicht losgelöst und autonom zu denken sind, sondern Identität sich immer in Relation zu anderen Identitäten definiert (Somers 1994; Tilly 2002: 10f.). So definieren sich Gangs gegeneinander (und gegen die Polizei), und soziale Bewegungen definieren sich meist gegen die etablierten Strukturen in Staat und Wirtschaft und gegen ein diese Strukturen tragendes Establishment (ob dieses nun real existiert oder nur als Feindbild konstruiert wird).

L: Identität wird immer in Beziehung zu anderen Identitäten konstruiert – ist also relational. Kollektive Identität definiert sich in einem Netzwerk – im Gegensatz zu anderen kollektiven Identitäten.

Auch Handlungen und Handlungskapazität (Agency) sind als soziale Konstruktionen zu betrachten (Somers 1994: 627ff.). Diese Konstruktion besteht in der Zuschreibung von sozialen Prozessen (Handlungen) bzw. Eigenschaften (Agency) auf Identitäten. Beides kann kollektiven Identitäten genauso attribuiert werden wie Einzelpersonen: „[Identity] is any source of actions not explicable from biophysical regularities, and to which observers can attribute meaning. An employer, a community, a crowd, oneself, all may be identities. (...) Clusters can come to be perceived as and act as identities, if they reappear repeatedly or in a variety of other contexts“ (White 1992: 6).

Prinzipiell unterscheidet sich kollektives Handeln von individuellem Handeln dann nur in der Art der Identität, auf die soziale Prozesse zugeschrieben werden. Wie Tilly (2002: 120f.) deutlich macht, müssen kol-

lektive Akteure wie soziale Bewegungen in besonderem Maße ihre Geschlossenheit betonen. So wird etwa eine Gang nur dann als Urheber von Gewalt gesehen, wenn Beobachtern (sei es eine andere Gang oder die Polizei) deutlich wird: Soziale Prozesse sind nicht auf die Initiative von Einzelpersonen zurückzuführen, sondern sie orientieren sich an der von Einzelpersonen relativ unabhängigen Identität der Gang. Voraussetzung dafür ist, dass die kollektive Identität als Kristallisationspunkt von Transaktionsprozessen innerhalb der Gang wirksam und außerhalb der Gang sichtbar ist. Dazu muss die kollektive Identität als Ordnungsidee die Transaktionsprozesse wirksam strukturieren – was etwa als tendenzielle Ausrichtung der Netzwerkstrukturen an der kollektiven Identität mit einer Verdichtung nach innen und Ausdünnung nach außen sichtbar wird.

M: Handlungen und Handlungskapazität entstehen durch die Zurechnung von sozialen Prozessen auf individuelle oder kollektive Identitäten. Kollektive Handlungsfähigkeit hängt also an der Konstruktion von kollektiver Identität.

Gruppen werden auf diese Weise in der Phänomenologischen Netzwerktheorie sichtbar als komplexe soziale Phänomene mit distinkten Eigenschaften auf den zwei Ebenen der Netzwerkstrukturen und der Sinnmuster. Beide Ebenen sind empirisch eng miteinander verknüpft, können aber analytisch voneinander isoliert werden. Gruppen tauchen hier jedoch nicht mehr als Grundbegriff auf, sondern als Spezialfall sozialer Strukturen. „Gruppenhaftigkeit“ wird damit als variable Eigenschaft sozialer Strukturen begriffen, die von der Soziologie untersucht werden kann und sollte – und nicht mehr als Ausgangspunkt soziologischer Überlegungen, wie noch zu Beginn der Begriffskarriere der „Gruppe“.

7. Résumé: Gruppen in Netzwerken

Familien, Sekten, Spielgruppen, Gangs etc. sind unübersehbare Sozialphänomene in der Moderne, die teilweise ihren eigenen Geset-

zen folgen und unser Leben prägen (Grundgedanken A, C und E). In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (etwa in der Formalen Soziologie und dem Symbolischen Interaktionismus) ging man in der Soziologie sogar von solchen Gruppen als den Grundbausteinen des Sozialen aus. Mit der britischen Sozialanthropologie und den soziometrischen und netzwerkanalytischen Arbeiten in den USA setzt sich jedoch ein interrelationales Verständnis sozialer Strukturen durch: Sozialbeziehungen sind in Netzwerken miteinander verknüpft und bilden nur ausnahmsweise (mehr oder weniger) geschlossene Gruppen (B, G und I). In der Moderne geht der Trend weg von solchen abgeschlossenen Gruppen und hin zu stärker relational verknüpften Sozialstrukturen (E und H). Die neuzeitliche Betonung des Individuums gegenüber seiner sozialen Gebundenheit kann auch als Folge (und als Katalysator) dieser Entwicklung gesehen werden: Wo das Individuum in verschiedene Strukturkontexte eingebunden ist, verliert jeder dieser Kontexte für sich genommen an Kontrolle über das Individuum. Das „autonome Individuum“ der Moderne wäre in dieser Sichtweise nichts anderes als ein Derivat einer komplexer gewordenen Sozial- und Gesellschaftsstruktur.

Aber wie entstehen und reproduzieren sich solche Gruppenstrukturen? Alle präsentierten Ansätze gehen mehr oder weniger explizit von einer grundlegenden Unsicherheit aus und sehen soziale Strukturen (seien es nun Gruppen oder andere soziale Gebilde) als voraussetzungsvolle Errungenschaften im sozialen Austausch. Gruppen werden hier als *sinnhaft geordnete Kristallisationen von sozialen Prozessen* gesehen. Netzwerkverdichtungen zu Gruppenstrukturen gehen deshalb mit einer *kulturellen Konstruktion der Gruppe* (F) einher. Dieser Punkt wird vom Symbolischen Interaktionismus und von der Phänomenologischen Netzwerktheorie betont. Beide Ansätze begnügen sich nicht mit der Beobachtung der Strukturebene sozialer Beziehungen, sondern sehen diese untrennbar verknüpft mit Symbolen und anderen Sinnmustern, die diese Strukturebene sinnhaft organisieren – die „phänomenologische Struktur des Netzwerks“ im Sinne von Fine und Kleinman.

Der Gruppenbegriff verknüpft in dieser Sichtweise die Struktur- und die Kulturebene sozialer Beziehungsgebilde. Auf der Ebene der Sinnmuster zeichnen sich Gruppen durch kulturelle Differenzen zu ihren Umwelten aus. Diese kulturelle Differenz ist einerseits ein Produkt der dichten Kommunikation in Gruppen (auf der Strukturebene), andererseits wird sie durch die Konstruktion „kollektiver Identität“ der Gruppe und einer sozialen Grenzlinie nach außen symbolisch strukturiert (J). Gruppenidentität und soziale Grenzlinie sind zentrale Bezugspunkte der Kommunikation in der Gruppe und konstituieren diese auf der Sinnebene. Auf ihrer Grundlage entwickeln Gruppen symbolische Repertoires und eigene Weltansichten. Dabei bedeutet Konstruktion von Identität immer Abgrenzung von anderen Identitäten (L).

Die Gruppe kann damit nicht mehr als Menge von Personen gesehen werden, sondern besteht in einem von Personen relativ unabhängigen Sinnfokus, um den herum sich soziale Strukturen kristallisieren. Diesen Prozess der Ablösung von Symbolbedeutungen von Personen und einzelnen Sozialbeziehungen kann man als „Generalisierung“ bezeichnen. Eine solche Generalisierung ist nicht im Sinne einer absoluten Ablösung zu denken, sondern besteht in der sozialen Welt immer in variablen Graden. Gruppen sind mithin keine sozialen Einheiten, die entweder existieren oder nicht, sondern sie existieren immer im graduellen Maße der Generalisierung von Gruppenidentität und symbolischer Außengrenze. Die Prozesse der Etablierung von Identität und Grenze kann man als „Institutionalisierung“ verstehen (Berger/Luckmann 1966: 49ff.).

Im Zuge einer solchen Institutionalisierung von symbolischen Gruppenstrukturen kommt es zu einer Ausrichtung von Netzwerkstrukturen an der kollektiven Identität: Im Inneren verdichten sich Sozialbeziehungen, nach außen dünne sie aus, und in der Gruppe differenziert sich ein eng verbundener Kern von einer Peripherie, in der sich Einflüsse und Beziehungen zwischen verschiedenen Kontexten überschneiden (K). Auch auf dieser Strukturebene sind diese Charakteristika von Gruppen graduell ausgeprägt (I). Wie auf der Sinnebene herrschen

hier fluide Kontexte und graduelle Übergänge vor – nicht absolute Ordnung sozialer Strukturen.

Die Aufgabe des Gruppenbegriffs als zentraler Baustein der Soziologie führt zu einer differenzierteren Sicht auf soziale Strukturen – und erlaubt eine Rekonstruktion des Gruppenbegriffs auf der Basis eines phänomenologischen Verständnisses von Netzwerken. In dieser Sichtweise wird auch deutlich, dass Gruppen in vielerlei Hinsicht strukturähnlich zu anderen sozialen Gebilden gebaut sind (wie schon Leopold von Wiese andeutete). In erster Linie ähneln Gruppen anderen kollektiven Identitätsphänomenen, wie z.B. sozialen Bewegungen (della Porta/Diani 1997: 101ff.; Diani/McAdam 2003) und Subkulturen (Fine/Kleinman 1979; Hannerz 1992: 69ff.). Auch diese zeichnen sich durch die Generalisierung von kollektiver Identität und symbolischer Außengrenze aus und zeigen eine tendenzielle Ordnung von Netzwerkstrukturen. In gewisser Weise finden sich auch Strukturähnlichkeiten zu Gebilden wie Interaktionssystemen, formalen Organisationen und Funktionssystemen, die ja auch auf variablen Graden der Generalisierung von Systemidentität und Konstruktion einer Außengrenze basieren (Luhmann 1997: 595ff.).

Während in Interaktions-, Organisations- und Funktionssystemen deutliche Unterschiede (etwa in den Modi von Inklusion und Exklusion) vorherrschen, sind zwischen den verschiedenen kollektiven Identitätsphänomenen wie Gruppen, sozialen Bewegungen und Subkulturen allenfalls graduelle Unterschiede zu finden. Nicht selten werden solche Phänomene auch umstandslos unter den Gruppenbegriff gefasst – dann wird zwischen „Kleingruppen“ und „Großgruppen“ unterschieden (Schäfers 1980b: 23). Ich halte es für sinnvoller, hier die Reichweite des Gruppenbegriffs zu beschränken. „Gruppen“ wären dann alleine kollektive Identitätsgebilde, die auf der Face-to-face-Interaktion zwischen ihren Mitgliedern aufbauen. In Subkulturen und in sozialen Bewegungen sind dagegen mehrere Gruppen über multiple Mitgliedschaften, „weak ties“ zwischen Gruppen und über gemeinsame Medien (Zeitschriften, Internetseiten etc.) miteinander verknüpft (Fine/

Kleinman 1979: 10ff.). Gruppen hätten damit typischerweise zwischen fünf und 50 Mitglieder, ohne dass damit absolute Grenzen vorgegeben wären (und ohne dass im Einzelfall immer klar zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern unterschieden werden könnte).

Des Weiteren können in dieser Begriffsfassung informale Beziehungsgeflechte wie Verwandtschafts- oder Freundschaftsnetzwerke nicht umstandslos als „Gruppen“ gefasst werden, wie es oft getan wird. Wenn man von Gruppen als sozialen Einheiten sprechen möchte, muss man eine sinnhafte Außengrenze als Kriterium für „Gruppenhaftigkeit“ ansetzen. Netzwerke von Freunden oder Verwandten zeigen eine solche Sinngrenze zwischen Gruppe und Außenwelt meist nicht – anders als Kernfamilien, Gangs, Sekten und Aktionsgruppen. Andere informale Beziehungsgeflechte ohne Außengrenze können begrifflich besser als „Netzwerke“ gefasst werden – und Gruppen sind ein Spezialfall von Netzwerken.

Die Rolle des Individuums in solchen Gruppen ist Gegenstand großer theoretischer Auseinandersetzungen gewesen. Einerseits werden Individuen in ihren Präferenzen und anderen Sinnmustern durch Gruppen geprägt – wie durch andere Netzwerkzusammenhänge. Andererseits kommt kein soziales Phänomen ohne die Beteiligung von Individuen und deren gedankliche Prozesse aus. Was sind also die Anreize für die Partizipation an Gruppen? Die Sozialpsychologen um Henri Tajfel führen hier den Wert von Gruppen und kollektiven Identitätsphänomenen für das individuelle Selbstwertempfinden und für die kognitive Reduktion von sozialer Komplexität an (Hogg/Abrams 1988). Gerade bei Gruppen als amorphen Phänomenen auf der Mesoebene ergeben sich für individuelles Handeln auch größere Spielräume als in formalen Organisationen oder in gesellschaftlichen Funktionssystemen wie Wirtschaft, Politik oder Wissenschaft.

Allerdings betonen alle betrachteten Schulen, dass soziale Phänomene nicht einfach als Produkt absichtsvoller Handlungen gesehen werden können. Aus dem Zusammenspiel von Transaktionsprozessen in Gruppen (und in Netzwerken allgemein) ent-

stehen eigene Gesetzmäßigkeiten und eine eigene Dynamik. Schon die Formale Soziologie sah deswegen ein Wechselverhältnis zwischen Gruppen und Individuen (D und Breiger 1974). Die Phänomenologische Netzwerktheorie insistiert darüber hinaus (je nach Autor in unterschiedlichem Maße) darauf, dass Handlungen und Handlungskapazität (Agency) selbst erst in der Zurechnung von sozialen Prozessen auf Personen (oder auf Gruppen, Unternehmen oder Staaten) entstehen (M und Hindess 1986; Somers 1994: 627ff.). Soziale Strukturen geben den Rahmen für Turbulenzen von Seiten der Netzwerknoten vor (White 1992: 230ff.). Handelnde Subjekte „gibt“ es aber nur dort, wo solche Turbulenzen auf Individuen oder auch auf kollektive Akteure zugerechnet werden. „Agency“ ist damit selbst sozial konstruiert – die Rolle von individuellen Handlungsmotivationen in sozialen Prozessen wird in der modernen Individualitätssemantik gegenüber der Eigendynamik sozialer Prozesse eher überbetont.

Der Hintergrund dieser Überlegungen ist ein grundlegend relationales Verständnis des Sozialen. Nicht Individuen oder Makrozusammenhänge sind die Triebkräfte des Sozialen, sondern die Transaktionsprozesse mit ihrer Eigenlogik und ihrer Dynamik in der Konstruktion von Netzwerken, Akteuren und sozialen Gebilden als ihren Strukturen. Mustafa Emirbayer hat die referierten soziologischen Schulen (mit der Figurationssoziologie von Norbert Elias) schon als „relationales Paradigma“ in der Soziologie ausgerufen (1997). Inwiefern eine solche relationale Herangehensweise auf soziale Strukturen (mit mehr als nur einem Seitenblick auf deren symbolische Ebene) für deren Verständnis auch größerer gesellschaftlicher Strukturen geeignet ist, kann hier nicht diskutiert werden. In jedem Fall führt sie zu einem besseren Verständnis für die Konstitution und Dynamik von sozialen Gruppen und anderen kollektiven Identitätsphänomenen.

Anmerkungen

- 1 Zur begriffsgeschichtlichen Vorgehensweise für die Anwendung an einem Beispiel („Politi-

sche Kultur“) siehe die Arbeit von Margaret Somers (1995).

- 2 Für eine bessere Übersicht werden im Laufe der Argumentation die Grundgedanken der jeweiligen soziologischen Schule zu Gruppen hervorgehoben und mit Buchstaben (A bis M) markiert. Diese Grundgedanken werden abschließend kurz wieder aufgenommen und in ihrer Entwicklung zusammengefasst.
- 3 Emile Durkheim hat den Milieubegriff von Montesquieu in die Soziologie übertragen (Durkheim 1996: 111ff.). Bei Durkheim wie bei seinen Schülern Marcel Mauss und Maurice Halbwachs steht der Milieubegriff (meist relativ unsystematisch) für eine auf eine bestimmte Weise kulturell geprägte soziale Umwelt von Individuen. In diesem Sinne fasst auch der Stadtsoziologe Paul-Henry Chombart de Lauwe (1959) das Milieu (weitgehend ohne grundlagentheoretischen Bezug). Ihm zufolge können Menschen etwa in das Pariser Milieu, in familiäre und nachbarschaftliche Milieus und auch in das Milieu des Berufsumfeldes gleichzeitig eingebunden sein. In der heutigen französischen Soziologie spielt der Milieubegriff kaum eine Rolle. Größere Prominenz erhält er alleine in der neueren Sozialstrukturanalyse der Bundesrepublik, beginnend mit der Arbeit von Rainer Lepsius (1966). Milieus werden hier (anders als im diffuseren Begriff von Durkheim) als gesellschaftliche Großgruppen gesehen, die sich in spezifischen symbolischen Formen und Verhaltensweisen voneinander unterscheiden (Hradil 1987: 158ff.; Schulze 1992: 174f., 219ff.).
- 4 Herman Schmalenbach hat mit seiner Kategorie des „Bundes“ soziale Gebilde (wie etwa die Wandervogel-Bewegung) thematisiert, die eine eigene Gruppendynamik entwickeln. Wie Simmel sieht Schmalenbach (1922: 59ff.) die im Gruppenleben entstehenden Gefühle als die wichtigsten Triebkräfte einer solchen post-traditionalen Gemeinschaftsbildung.

Literatur

- Abbott, Andrew (1995): Things of Boundaries. In: *Social Research* 62, S. 857-882.
- Abbott, Andrew (1997): Of Time and Space: The Contemporary Relevance of the Chicago School. In: *Social Forces* 75, S. 1149-1182.
- Alexander, Jeffrey/Bernhard Giesen (1987): From Reduction to Linkage: The Long View of the Micro-Macro Debate. In: Jeffrey Alexander (Hrsg.), *Action and Its Environments*, New York: Columbia University Press, S. 257-298.

- Bales, Robert (1950): *Interaction Process Analysis. A Method for the Study of Small Groups*. Cambridge/Mass.: Addison Wesley.
- Barnes, John A. (1954): Class and Committees in a Norwegian Island Parish. In: *Human Relations* 7, S. 39-58.
- Becker, Howard (1963): *Outsiders. Studies in the Sociology of Deviance*. New York: Free Press.
- Berger, Peter/Thomas Luckmann (1966): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Blumer, Herbert (1969): *Symbolic Interactionism*. Berkeley: University of California Press.
- Boissevain, Jeremy (1968): The Place of Non-Groups in the Social Sciences. In: *Man* 3, S. 542-556.
- Bott, Elizabeth (1957): *Family and Social Network*. London: Tavistock.
- Breiger, Ronald (1974): The Duality of Persons and Groups. In: *Social Forces* 53, S. 181-190.
- Chombart de Lauwe, Paul-Henry (1959): Le milieu social et l'étude sociologique des cas individuels. In: *Informations sociales* 2, S. 41-54.
- Claessens, Dieter (1977): *Gruppen und Gruppenverbände*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Cooley, Charles Horton (1963 [1909]): *Social Organization. A Study of the Larger Mind*. New York: Schocken.
- Coser, Lewis (1956): *The Functions of Social Conflict*. London: Routledge.
- Diani, Mario/Doug McAdam (2003): *Social Movements and Networks. Relational Approaches to Collective Action*. Oxford: Oxford University Press.
- DiMaggio, Paul (1992): Nadel's Paradox Revisited: Relational and Cultural Aspects of Organizational Structure. In: Nitin Nohria/Robert Eccles (Hrsg.), *Networks and Organizations*. Boston: Harvard Business School Press, S. 118-142.
- Durkheim, Emile (1996 [1896]): *Les règles de la méthode sociologique*. Paris: Quadrige.
- Eliasoph, Nina/Paul Lichterman (2003): Culture in Interaction. In: *American Journal of Sociology* 108, S. 735-794.
- Emirbayer, Mustafa (1997): Manifesto for a Relational Sociology. In: *American Journal of Sociology* 103, S. 281-317.
- Emirbayer, Mustafa/Jeff Goodwin (1994): Network Analysis, Culture, and the Problem of Agency. In: *American Journal of Sociology* 99, S. 1411-1154.
- Epstein, Arnold L. (1969): The Network and Urban Social Organization. In: J. Clyde Mitchell (Hrsg.), *Social Networks in Urban Situations*. Manchester: Manchester University Press, S. 77-116.

- Erickson, Bonnie (1988): The Relational Basis of Attitudes. In: Barry Wellman/Stephen Berkowitz (Hrsg.), *Social Structure. A Network Approach*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 99-121.
- Fine, Gary Alan/Sherryl Kleinman (1979): Rethinking Subculture: An Interactionist Analysis. In: *American Journal of Sociology* 85, S. 1-20.
- Fine, Gary Alan/Sherryl Kleinman (1983): Network and Meaning: An Interactionist Approach to Structure. In: *Symbolic Interaction* 6, S. 97-110.
- Freeman, Linton (1992): The Sociological Concept of „Group“: An Empirical Test of Two Models. In: *American Journal of Sociology* 98, S. 152-166.
- Fuchs, Stephan (2001): *Aganinst Essentialism: A Theory of Culture and Society*. Cambridge/Mass.: Harvard University Press.
- Fuhse, Jan (2003): *Systeme, Netzwerke, Identitäten. Die Konstitution sozialer Grenzziehungen am Beispiel amerikanischer Straßengangs*. Stuttgart: Schriftenreihe des Instituts für Sozialwissenschaften 1/2003.
- Gumpłowicz, Ludwig (1905 [1885]): *Grundriß der Soziologie*. Wien: Manz.
- Hannerz, Ulf (1992): *Cultural Complexity, Studies in the Social Organization of Meaning*. New York: Columbia University Press.
- Hindess, Barry (1986): Actors and Social Relations. In: Mark Wardell/Stephen Turner (Hrsg.), *Sociological Theory in Transition*. Boston: Allen & Unwin, S. 113-126.
- Hogg, Michael/Dominic Abrams (1988): *Social Identifications. A Social Psychology of Intergroup Relations and Group Processes*. London: Routledge.
- Homans, George Caspar (1950): *The Human Group*. New York: Harcourt, Brace and Company.
- Homans, George Caspar (1964): Bringing Men back in. In: *American Sociological Review* 29, S. 809-818.
- Hradil, Stefan (1987): *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Leverkusen: Leske + Budrich.
- Lepsius, Rainer (1966): *Parteiensystem und Sozialstruktur: zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft*. In: Wilhelm Abel/Knut Borchardt/Hermann Kellenbenz (Hrsg.), *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte*. Stuttgart: Gustav Fischer, S. 371-393.
- Levine, Donald/Ellwood Carter/Eleanor Miller Gorman (1976): Simmel's Influence on American Sociology. I. In: *American Journal of Sociology* 81, S. 813-845.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mayer, Adrian (1966): The Significance of Quasi-Groups in the Study of Complex Societies. In: Michael Banton (Hrsg.), *The Social Anthropology of Complex Societies*. London: Tavistock, S. 97-122.
- Merton, Robert (1968 [1958]): *Social Theory and Social Structure*. New York: The Free Press.
- Mills, Theodore (1967): *The Sociology of Small Groups*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Mische, Ann/Harrison White (1998): Between Conversation and Situation: Public Switching Dynamics across Network Domains. In: *Social Research* 65, S. 695-724.
- Mitchell, J. Clyde (1973): *Networks, Norms and Institutions*. In: Jeremy Boissevain/J. Clyde Mitchell (Hrsg.), *Network Analysis. Studies in Human Interaction*. Den Haag: Mouton, S. 2-35.
- Mol, Annemarie/John Law (1994): *Regions, Networks and Fluids: Anaemia and Social Topology*. In: *Social Studies of Science* 24, S. 641-671.
- Neidhardt, Friedhelm (1979): Das innere System sozialer Gruppen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 31, S. 639-660.
- Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.) (1983): *Gruppensoziologie. Sonderheft 25 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Park, Robert E. (1950 [1938]): Reflections on Communication and Culture. In: ders., *Race and Culture*. New York: Free Press, S. 36-52.
- Park, Robert E. (1967 [1925]): The City: Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. In: Robert E. Park/Ernest Burgess/Roderick McKenzie (Hrsg.), *The City*. Chicago: University of Chicago Press, S. 1-46.
- Parsons, Talcott (1977a): On Building Social System Theory: A Personal History. In: ders., *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York: Free Press, S. 22-76.
- Parsons, Talcott (1977b [1968]): Social Interaction. In: ders., *Social Systems and the Evolution of Action Theory*. New York: Free Press, S. 154-176.
- Porta, Donatella della/Mario Diani (1997): *I movimenti sociali*. Roma: La Nuova Italia Scientifica.
- Radcliffe-Brown 1940: On Social Structure. In: *The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 70, S. 1-12.
- Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (1980a): *Einführung in die Gruppensoziologie*. Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Schäfers, Bernhard (1980b): *Entwicklung der Gruppensoziologie und Eigenständigkeit der*

- Gruppe als Sozialgebilde. In: ders. (Hrsg.), Einführung in die Gruppensoziologie. Wiesbaden: Quelle & Meyer, S. 19-36.
- Schmalenbach, Herman (1922): Die soziologische Kategorie des Bundes. In: Die Dioskuren 1, S. 35-105.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Schweizer, Thomas (1996): Muster sozialer Ordnung. Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie. Berlin: Reimer.
- Scott, John (2000): Social Network Analysis. A Handbook. Second Edition. London: Sage.
- Sherif, Muzafer (1966): In Common Predicament. Boston: Houghton Mifflin.
- Shibutani, Tamotsu (1955): Reference Groups as Perspectives. In: American Journal of Sociology 60, S. 562-569.
- Shibutani, Tamotsu (1962): Reference Groups and Social Control. In: Arnold Rose (Hrsg.), Human Behavior and Social Processes. An Interactionist Approach. Boston: Houghton Mifflin, S. 128-147.
- Shils, Edward (1951): The Study of the Primary Group. In: Daniel Lerner/Horald Lasswell (Hrsg.), The Policy Sciences. Stanford: Stanford University Press, S. 44-69.
- Simmel, Georg (1992 [1908]): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Snow, David A./Phillip W. Davis (1995): The Chicago Approach to Collective Behavior. In: Gary Alan Fine (Hrsg.), A Second Chicago School? Chicago: Chicago University Press, S. 188-220.
- Somers, Margaret (1994): The Narrative Constitution of Identity: A Relational and Network Approach. In: Theory and Society 23, S. 605-649.
- Somers, Margaret (1995): What's Political or Cultural about Political Culture and the Public Sphere? Toward an Historical Sociology of Concept Formation. In: Sociological Theory 13, S. 113-144.
- Srinivas, Mysore N./André Béteille (1964): Networks in Indian Social Structure. In: Man 64, S. 165-168.
- Tajfel, Henri (1981): Human Groups and Social Categories. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tajfel, Henri (Hrsg.) (1982): Social Identity and Intergroup Identifications. Cambridge: Cambridge University Press.
- Thrasher, Frederic (1927): The Gang. Chicago: Chicago University Press.
- Tilly, Charles (2002): Stories, Identities, and Political Change. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Tönnies, Ferdinand (1922 [1887]): Gemeinschaft und Gesellschaft. Berlin: Karl Curtius.
- Urry, John (2000): Sociology beyond Societies. London: Routledge.
- Vierkanndt, Alfred (1928): Gesellschaftslehre. Stuttgart: Enke.
- Vierkanndt, Alfred (1959 [1931]): Gruppe. In: ders. (Hrsg.), Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke.
- Wasserman, Stanley/Katherine Faust (1994): Social Network Analysis. New York: Cambridge University Press.
- Weber, Max (1972 [1921]): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Wellman, Barry (1983): Network Analysis: Some Basic Principles. In: Sociological Theory 1, S. 155-200.
- White, Harrison (1992): Identity and Control. A Structural Theory of Social Action. Princeton: Princeton University Press.
- White, Harrison (1993): Values Come in Styles, Which Mate to Change. In: Michael Hechter/Lynn Nadel/Richard Michad (Hrsg.), The Origin of Values. New York: de Gruyter, S. 63-91.
- White, Harrison (1993a): Careers and Creativity. Social Forces in the Arts. Boulder: Westview.
- White, Harrison (1995a): Passages réticulaires, acteurs et grammaire de la domination. In: Revue française de sociologie 36, S. 705-723.
- White, Harrison (1995b): Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences. In: Social Research 62, S. 1035-1063.
- Wiese, Leopold von (1924): Allgemeine Soziologie. Teil I: Beziehungslehre. München: Duncker & Humblot.
- Wiese, Leopold von (1929): Allgemeine Soziologie. Teil II: Gebildelehre. München: Duncker & Humblot.
- Willke, Helmut (1978): Elemente einer Systemtheorie der Gruppe: Umweltbeziehung und Prozesssteuerung. In: Soziale Welt 29, S. 343-357.
- Wirth, Louis (1938): Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology 44, S. 1-24.
- Wrong, Dennis (1961): The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology. In: American Sociological Review 26, S. 183-193.
- Yablonski, Lewis (1959): The Delinquent Gang as a Near-Group. In: Social Problems 7, S. 108-117.
- Znaniecki, Florian (1939): Social Groups as Products of Participating Individuals. In: American Journal of Sociology 44, S. 799-811.
- Znaniecki, Florian (1954): Social Groups in the Modern World. In: Morroe Berger/Theodore Abel/Charles Page (Hrsg.), Freedom and Control in Modern Society. Toronto: Van Nostrand, S. 125-140.